

Folge 121: Sinfonie Nr. 5 Es-Dur op. 82 von Jean Sibelius

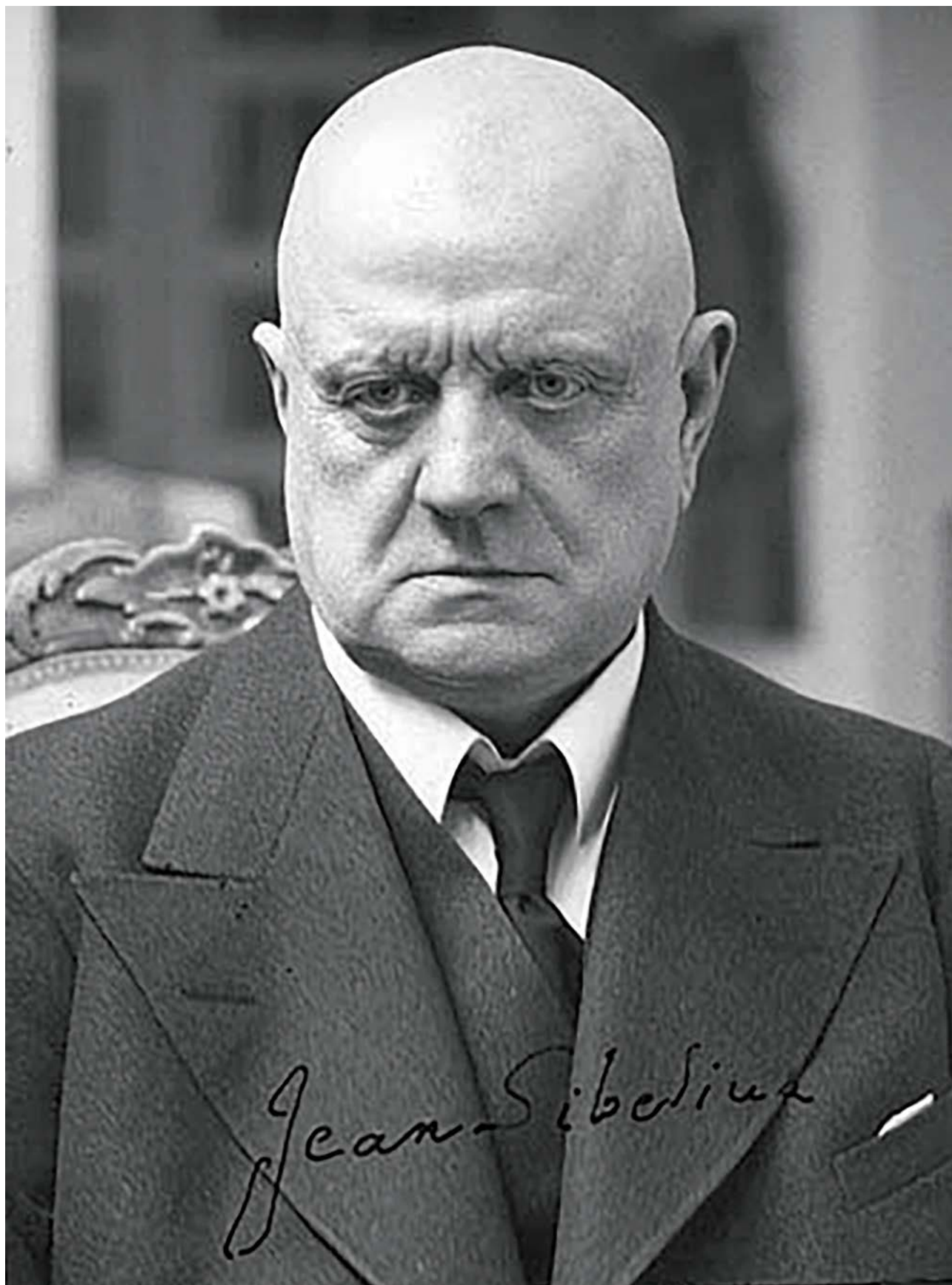


Foto: Archiv

Wenn *Gottes* *Orchester* spielt...

Jede der sieben Sinfonien von Jean Sibelius findet individuelle, oftmals innovative Lösungen für die als überlebt geltende Gattung. Komplexität und Progressivität stehen dabei der Popularität nicht entgegen. Anders als die zweite Sinfonie bereitete jedoch die ins Kosmische entrückte Naturmystik der fünften Sinfonie in Verbindung mit ihrer ungewöhnlichen Gestalt vielen Dirigenten auch Probleme. Die totale Integration des Materials gebiert nicht automatisch eine schlüssige Großform. Das erfuhr niemand leidvoller als der Komponist selbst. Die ersten Aufzeichnungen stammen aus dem Jahre 1912, zwischen 1914 und 1919 erstellte Sibelius drei Fassungen der Fünften, wobei er das allen thematischen Entwicklungen zugrunde liegende Hornmotiv der Einleitung erst zum Schluss einfügte. Er hätte also mit dem genialen Mathematiker Gauß sagen können: Das Ergebnis habe ich schon, mir fehlt nur noch der Weg dahin! Dass Sibelius in jenen Jahren, bedingt durch Weltkrieg und Bürgerkrieg, die existenzielle Gefährdung seiner Familie erlebte, fand keinen Niederschlag. Die fünfte Sinfonie spielt in einem anderen Universum.

Sibelius leitete im November 1919 die Uraufführung der Endfassung. Für die erste Aufnahme sorgte **Robert Kajanus** mit dem London Symphony

Orchestra (1932, Koch/Naxos). Sibelius' alter Kämpfe und Rivale neigte zu einer gänzlich unromantischen Artikulation und zu schnellen Tempi, bei denen manche melodische Phrase auf der Strecke bleibt. Die Aufnahmetechnik war besser als das Orchester, und remastert ist der Klang fast exzellent zu nennen. Heutige Hörer werden den Holzbläserston rau und klirrend finden, den Zugriff insgesamt ein paar Spuren zu schmissig. Sibelius hingegen hielt Kajanus lange Zeit für seinen fähigsten Interpreten. Der Gründer des Stadtorchesters Helsingfors (Helsinki Philharmoniker), das er fünfzig Jahre leitete, besaß enormen Einfluss auf Sibelius und hat zweifellos dessen orchestrales Denken grundlegend geprägt. **Sergej Kussewitzky** gelang mit dem Boston Symphony Orchestra (1936, RCA/Naxos) eine noch beeindruckendere Darstellung, drängend im Gestus und von glühender Intensität, die sich jedem Hörer ins Gedächtnis brennt.

Jetzt wäre eigentlich Georg Schnéevoigt, Kajanus' finnischer Antipode, an der Reihe, aber von diesem Sibelius-Veteranen gibt es keine Aufnahme der fünften Sinfonie, ebenso wenig von Thomas Beecham und Leopold Stokowski.

Womit schon **Herbert von Karajan** im Raume steht. Die Es-Dur-Sinfonie hat er dreimal aufgenommen mit dem Philharmonia Orchestra (1952, 1955

...dann sollte es schon **Jean Sibelius'** Fünfte sein. Sie zieht seit je große Dirigenten in ihren Bann.

Doch die im 20. Jahrhundert fast einzigartige formale Kohärenz, die unfassbare Verbindung von Inspiration und Konstruktion lässt auch viele an ihr scheitern.

Von Volker Tarnow

Glühend intensiv:
Sergej Kussewitzky 1936.
Von majestätischer Ruhe:
Herbert von
Karajan 1965



und 1960) und zweimal mit den Berliner Philharmonikern (1965 und 1976). Seine letzte Londoner Einspielung (Columbia/EMI) zeigt deutlich, dass Karajans Konzept des verschmelzenden Orchesterklangs und der Vermeidung dynamischer Extremwerte schon vor seiner Berliner Zeit feststand. Doch kommt es zu einigen Ausreißern; fast schon kurios, wie das „Schwanenthema“ des Finalsatzes als krachender Marsch inszeniert ist. In der Aufnahme von 1965 (DG) findet Karajan zur erforderlichen majestätischen Ruhe, wie überhaupt die ganze Struktur geschlossener, abgerundeter wirkt. Die Poesie des Werkes wird auf sprechende Weise entfaltet. Umso ernüchternder dann Karajans letzte Berliner Auslegung (1977, EMI), angesiedelt zwischen Tiefschlaf und Todesstarre.

In die Zeit der frühen Karajan-Aufnahmen fallen zwei herausragende skandinavische Interpretationen. **Sixten Ehrling** sorgte mit dem Schwedischen RSO (und nicht den Königlichen Philharmonikern, wie oft zu lesen) für die weltweit erste Sibelius-Gesamteinspielung, wobei die langsamste Vierte aller Zeiten neben der schnellsten Fünften steht, unerbittlich, unsentimental und absolut rubatofrei (1953, Mercury/Centurion/Finlandia/Forgotten records). **Erik Tuxen** schlug mit dem Nationalen Dänischen RSO dagegen wärmere Töne an (1952, Decca/Dutton) und darf als der Ahnherr einer moderneren Tradition gelten.

Sibelius selbst hat im Alter das Klangideal seiner Jugend relativiert. Er favorisierte nunmehr hochkultivierte, opulente Orchesterkultur gegenüber

einem nordisch kühlen, durchsichtigen Klang. Die Tempi könnten je nach Gusto wechseln, befand er 1951, romantische wie asketische Denkansätze seien gleichermaßen berechtigt, solange das Wichtigste, die „Echtheit des Ausdrucks“, gewahrt bleibe. Steht diese Kehrtwende in Beziehung zu **Eugene Ormandy**? Der besuchte ihn 1951 das erste Mal in Ainola und dann noch einmal zum 90. Geburtstag, in Begleitung

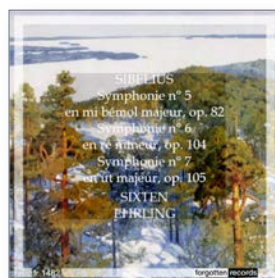
des gesamten Philadelphia Orchestra. Dass der Sound der für diesen Anlass produzierten Mono-Aufnahme (1954, Columbia) Sibelius gefiel, lässt sich denken, denn wo wären solch elegante Emanationen von Kraft sonst zu hören gewesen! Die 1975er-Version (RCA) blieb dem Komponisten glücklicherweise erspart; stark überzeichnet, pauschal im Klangbild und nichtssagend im Ausdruck, dazu die Unsitte pflegend, jeden zweiten Streichereinsatz durch knallige Sforzati aufzumöbeln – eine bedauerliche Steilvorlage für das hierzulande sehr beliebte Ormandy-Bashing.

John Barbirolli genießt dagegen einen unangefochtenen Heiligenstatus. Die in Manchester eingespielte Fünfte (1966, EMI) folgt der alt-finnischen Auffassung eines Robert Kajanus: Die Streicher geschärft, ohne romantisches Vibrato, die Holzbläser von gläseriger Klarheit, was nicht Kälte bedeutet, spielen alle Gruppen für sich und überschreiten nicht einmal im Unisono die Trennlinien. Zu diesem auratisch herben Klang gesellt sich aber eine

kantable Grundhaltung, die Themen werden großzügig ausgesungen. Dabei spontan, direkt, packend, mit atemraubenden Crescendi im Largamente-Abschnitt des Finalsatzes – in vielerlei Hinsicht noch immer das Nonplusultra für bekennende Sibelianer.

Ein zweiter Gigant trat wenige Jahre später hervor: **Paavo Berglund** hat als Einziger dreimal den gesamten sinfonischen Zyklus aufgenommen, mit Bournemouth (1973, Warner), mit den Philharmonikern Helsinki (1986, EMI) und dem Chamber Orchestra of Europe (1997, Finlandia). Berglund wollte erklärtermaßen kein warmes Klangbild und keine weichen Konturen à la Karajan, sondern schlichtweg mehr Vitalität. Der knorrige Mann erfand das Quellenstudium und die Sibelius-Exegese neu, fischte noch die unscheinbarsten Notations- oder Druckfehler aus der Partitur und gab sie dann im Verlag Wilhelm Hansen heraus. Niemand zuvor ist Sibelius analytisch so auf den Leib gerückt wie Berglund, nie wirkten die Klangflächen und die nervös flimmernden Sechzehntel der Streicherketten dermaßen ausdifferenziert und poliert. Erstaunlich stiefväterlich sind dagegen die Bässe behandelt, was bei Sibelius, dem Meister der tiefen Register, sicher ein Manko ist.

Halbwegs akzeptabel erscheint den Liebhabern veganer Sinfonik noch **Osmo Vänskä**. Das kleine Orchester von Lahti gewann unter seiner Leitung viel Renommee, auch weil dort die Urfassung der Fünften erstmals eingespielt wurde. Vänskä hat jedoch nicht nur seine frühe Aufnahme mit dem Orchester aus Lahti zu bieten



Unerbittlich und rubatofrei: Sixten Ehrling 1953. Das Nonplusultra: John Barbirolli 1966

(1997, BIS), sondern auch eine mit dem Minnesota Orchestra (2011, BIS), die in der Dekonstruktion des Stückes noch viel weiter geht. Dieser Drang, die polyfone Vielschichtigkeit bloßzulegen, kann auf die Dauer ziemlich nerven, denn die Nebestimmen kapern rigoros die Hauptstimme, und über der mikroskopischen Feinarbeit geht das Hauptanliegen allzu häufig verloren. Es wird ein solides Bassfundament gegossen, andererseits gibt es lästige, manieristische Pianissimi und jede Menge unschlüssiger Tempi, die – mal zu schnell, mal zu langsam – der Atomisierung dieser Partitur Vorschub leisten.

Die exzeptionelle Arbeit von Berglund und Vänskä wird indes niemand bestreiten. **Simon Rattle** wandelte schon mit dem City of Birmingham Symphony Orchestra (1987, Warner) auf benachbarten Pfaden, die Aufnahme mit den Berliner Philharmonikern (2014, Berl. Phil. Recordings) bleibt dieser analytisch-kammermusikalischen Richtung treu, erweitert aber das Klangspektrum erheblich durch traumhafte Bläsersoli. Von der hohen Spielkultur eines Orchesters profitierte auch **Leonard Bernstein** in seiner Live-Aufnahme mit den Wiener Philharmonikern (1987, DG). Er stieß gleich doppelt in neue Dimensionen vor: Zum einen verweist er seine eigene, überhitzte New Yorker Aufnahme (1961, Columbia/Sony) auf die hinteren Plätze; aber auch im Hinblick auf das Orchester, das bis dato nur durch einen Sibelius-Boykott – gegen

Felix Weingartner 1912 – und eine spannungsarme, vor allem unter matten Holzbläsern leidende Einspielung der Fünften (1966, Decca) im Rahmen des **Lorin Maazel**-Zyklus aufgefallen war. Was Spontanität, Emphase und Brillanz betrifft, gehört Bernsteins Wiener Konzertmitschnitt zu den drei oder vier interessantesten überhaupt; die streckenweise äußerst langsamen

Romantische und asketische Ansätze seien gleichermaßen berechtigt, meinte der alte Sibelius

Tempi gehen nicht auf Kosten der Dramatik, was auch an den markanten, ja überzeichneten Bässen liegt.

Sergiu Celibidache, der das Schwedische RSO (1971, DG) zu einer Pathos und Präzision versöhnenden Glanzleistung motivierte, geht hier behutsamer zu Werke und bringt trotzdem die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Tempi zu Gehör, etwa den Proportionskanon im Finale, wenn Hörner, Geigen und Bratschen das „Schwanenthema“ intonieren, während es Fagotte und Kontrabässe simultan spielen, nur dreimal so langsam. Und auch ihm gelingen markerschütternde endlose Crescendi, die man delirierend

nennen müsste, wären sie nicht zugleich so luzide durchdacht. Celibidache mochte das Wort „Interpretation“ nicht, mit dem sich jedwede Willkür von Ausführenden rechtfertigen lässt; ihm ging es vielmehr darum, die individuelle, einmalige Form eines musikalischen Gebildes, gleichsam naturhaft, nach den in ihr wirksamen tonalen und psychischen Grundgesetzen erlebbar zu machen. Wer keine Live-Aufnahme

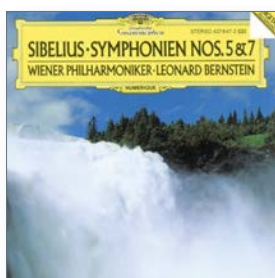
der Fünften kennt, glaubt allzu gern, dass es tatsächlich nur diese eine, definitive Deutung geben kann!

Den Vergleich mit solch überwältigenden, zutiefst musikalischen Bekenntnissen kann kaum eine andere Pressung aushalten, auch nicht **Mariiss Jansons** und sein im Niveau sehr schwankender Osloer Sibelius-Zyklus. Immerhin vermag er den sinfonischen

Atem der Fünften (1996, EMI) überzeugend zu entfalten. Dass diese Lesart jedoch stark und eigenwillig genug ist, das Vermächtnis des lettischen Dirigenten in puncto Sibelius sicherzu-

stellen, darf bezweifelt werden.

Der nationale Nimbus von Sibelius führt nach wie vor dazu, dass finnischen Orchesterleitern eine besondere Authentizität zugeschrieben wird, wovon der notorisch überschätzte Esa-Pekka Salonen ebenso profitiert wie einige jüngere Meister des Mittelmaßes. Doch schenkte uns Finnland in neuerer Zeit auch erstklassige Aufnahmen, allen voran die Helsingfors Philharmoniker und **Leif Segerstam** (2003, Ondine) mit tollkühn breiten Tempi und neuerdings **John Storgårds**, der es mit dem BBC Philharmonic (2013, Chandos) erfolgreich wagte, nur die große Linie zu verfolgen und alles vermeintliche Beiwerk in den Wind zu schlagen. Als jüngster Stern am Nordhimmel wird **Santtu-Matias Rouvali** gefeiert, der das auf eine gloriose Sibelius-Tradition zurückblickende Göteborger Sinfonieorchester leitet. Von Rouvali dürfen wir uns vielleicht eine weitere schwelgerische und grandiose Fünfte erwarten – also kein bisschen das, was vielerorts für „finnisch“ gehalten wird. Und wenn nicht Rouvali, so wird irgendwann ein anderer Dirigent wieder jene Sphären erreichen, die Sibelius vorschwebten, als er einem Freund 1914 brieflich anvertraute: „Gott öffnet seine Tür für einen Augenblick, und *sein* Orchester spielt Sinf. V.“ ■



Brillant und empathisch:
Leonard Bernstein 1987.
So und nicht anders:
Sergiu Celibidache 1971